









# Beilage zur Altpreußischen Zeitung.

Nr. 4.

Elbing, den 5. Januar 1896.

Nr. 4.

## Der Rhapsodienstiefel.

Humoreske von Theo Seelmann.

Nachdruck verboten.

Man schrieb das Jahr 1832. In der damaligen Künstlerwelt von Paris war der Hofschuhmacher Henri Durmont eine allbekannte Persönlichkeit. Er verdankte seine Bekanntheit in Künstlerkreisen zwei Umständen, dem unbeschränkten Credit, den er Allem, was Künstler hieß, unbedingt gewährte, und seinem grenzenlosen Kunstenthusiasmus. Die einträgliche Kundenschaft Louis Philipps und des gesammten Hofstaates erblickte ihm das erstere, während man von dem letzterem munkelte, daß er den Hofschuhmacher deshalb beseele, weil sich dieser selbst in seinem Fach als Künstler fühle und in seinen künstlerischen Abnehmern Brüder in Apoll erblicke.

Meister Durmont schickte nie einem der Kunstjünger eine Rechnung, und hätte wahrscheinlich auch nie eine bezahlt bekommen. Nur Eins verlangte er, die Anerkennung seines Kunstverständnisses. So oft er mit einem Künstler geschäftlich zu thun hatte, so oft brachte er das Gespräch auf die Kunst, und so oft schmachtete es ihm, wenn sein Interesse und sein selbstsüchtiges Empfinden für dieselbe gebührend gelobt wurde. Aber nicht genug damit. Meister Durmont liebte es, ein großes Haus zu machen. Es verging keine Woche, wo nicht eine gesellschaftliche Zusammenkunft bei ihm stattgefunden hätte, sei es, daß es sich um ein Diner, ein Souper oder auch um eine glänzende Soirée handelte. Und zu einer jeden dieser Veranstaltungen ließ der Hofschuhmacher Einladungen an die ihm bekannten Künstler ergehen. Es war sein Stolz und seine Genugthuung, die zukünftigen künstlerischen Größen bei sich verkehren zu sehen und ihnen gegenüber den befreundeten Gastgeber spielen zu können. So hatte er allmählig alle seine kunstbestimmten Kunden in sein Haus gezogen. Nur an einen derselben hatte er sich noch nicht herangewagt, an — Franz Biszt.

Biszt hatte damals eben angefangen, die Spielweise Paganinis auf das Clavier zu übertragen und seine ersten ungarischen „Rhapsodien“ zu bearbeiten. Der Erfolg, den er mit ihnen in seinen Concerten in Paris erlangt hatte, gab ihm den Anstoß, jene Concertreise zu planen, auf der er in ganz Europa mit Ehren überhäuft werden sollte. Einer der eifrigsten Bewunderer des Virtuosen war der Hofschuhmachermeister. Nie verfehlte er den Besuch eines Concertes von Biszt, und erlitten dieser in seinem Geschäft, so schwamm er in einem Meer von Seligkeit. Zu wiederholten Malen war er im Begriff gewesen, Biszt zu einer seiner gesellschaftlichen Vereinigungen einzuladen, aber immer wieder war er davor zurückgeschreckt. Er hatte

bei diesem und jenem seiner Kunden gehorcht und getastet, ob er wohl mit einer Einladung an Biszt herantreten dürfte. Alle hatten sie zweifelnd den Kopf geneigt und die Schultern gezuckt. Denn schon damals war Biszt wegen seiner Unberechenbarkeit und seines künstlichen Spottes bekannt. Endlich aber, als der Virtuoso wieder einmal bei dem Fußbekleidungskünstler vorsprach, faßte er sich ein Herz. Nachdem er überzeugungswarm seiner Bewunderung vor dem Beherrscher des Claviers Ausdruck verliehen hatte, stellte er ehrerbietig die Anfrage, ob einer Einladung zu einem Souper Folge geleistet werden würde. Ohne Verzug ertheilte Biszt eine bejahende Antwort.

Der Hofschuhmachermeister konnte sich jetzt vor Entzücken nicht aus. Sein sehnlichster Wunsch sollte sich erfüllen: Biszt wollte bei ihm zu Abend speisen! Noch an demselben Tage, an dem er das Jawort erhalten hatte, versandte er an seinen künstlerischen Bekanntenkreis die Einladungen zu dem Souper, auf denen er eigenhändig den Vermerk anbrachte: Monsieur Biszt wird uns die Ehre geben, uns nach dem Essen durch einen Vortrag auf dem Clavier zu beglücken.

Denn das galt Durmont als eine selbstverständliche Voraussetzung. So wenig der Virtuoso einen Clavier-vortrag zugelassen hatte, so fest hoffte der Hofschuhmacher auf ihn. Malte er sich doch schon in Gedanken aus, mit welchem Entzücken er am Tage darauf in den Tagesblättern die Nachricht lesen würde, daß in der Abendgesellschaft des Herrn Durmont der gelehrte Künstler eins seiner Prachtstücke zum Behen gegeben habe. Das ganze gebildete Paris würde ihn beneiden!

Der für das Souper festgesetzte Abend war genaht. Wie alle anderen Künstler war auch Biszt der Einladung nachgekommen. Die Speisen waren ausserlesen, die Weine vorzüglich und auch die Stimmung der Gäste war bald vortreflich. Auf die verschiedenen Anfragen aus der Gesellschaft heraus, ob Biszt wirklich einen Vortrag versprochen habe, hatte der Hofschuhmachermeister sich zu dem Bekenntnis verstehen müssen, daß sein berühmter Gast zwar ein derartiges Versprechen nicht abgegeben habe, daß er ihn aber ersuchen werde, eine Probe von seiner Meisterschaft auf dem Clavier zu liefern, und daß er überzeugt sei, auf die Erfüllung dieses Wunsches sicher rechnen zu dürfen.

Die Eröffnung Durmonts hatte die allgemeine Erwartung nur vermehrt. Man sah mit Spannung dem Augenblick entgegen, wo der Meister dem Virtuosen seine Bitte vorlegen würde. Endlich wurde die Tafel aufgehoben und es mußte nun zur Entscheidung kommen. Als sich die Gäste plaudernd durch den Salon zerstreut hatten, trat der Hofschuh-

macher zu dem Virtuosen heran. Wohl mit etwas bellommenem Herzen bat er ihn, nach der körperlichen Erquickung der Versammlung auch einen geistigen Genuß zu gewähren und sich am Flügel bewundern zu lassen.

Zur allgemeinen Ueberraschung erklärte sich der Angeredete dazu sofort bereit. Er spielte eine seiner ungarischen Rhapsodien und ließ sogar, als sich nach Beendigung derselben der laute Beifall seiner Zuhörer gelegt hatte, eine zweite Composition derselben Art folgen.

Meister Durmont war außer sich vor Freude. In den wärmsten Worten dankte er dem Virtuosen und fügte dann hinzu, daß er ganz unglücklich sei, für die ihm erwiesene Ehre nicht entsprechend erkenntlich sein zu können.

Der glückliche Gastgeber hatte seine Ansprache kaum beendet, als sich Biszt auch schon an ihn wandte. „Und doch, mein lieber Durmont,“ sagte er mit einem verbindlichen Lächeln, „Sie können mir vollauf erkenntlich sein, wenn Sie nämlich die Güte haben, die Einladung anzunehmen, durch die ich Sie gleich jetzt zur Theilnahme an einem Souper in meiner Wohnung für den nächsten Mittwoch ersuche.“

Durmont traute seinen Ohren nicht, erst als er die Augen des Componisten in vollem Ernst auf sich gerichtet sah, fand er ein Wort der Ermiederung und versprach tief gerührt durch die erfahrene Auszeichnung sein Erscheinen an der geplanten Festlichkeit. Wie den Hofschuhmacher, so lud alsbald Biszt auch alle die anderen Anwesenden zu dem Souper ein.

Als man sich nicht lange Zeit nachher von einander trennte, war ein jeder im stillen mit der Frage beschäftigt, was die Einladung Biszt an Durmont bezwecke. Denn daß irgend eine besondere Ablicht dahinter versteckt sei, darüber war man sich von vornherein einig.

Zu dem von Biszt veranstalteten Souper hatten sich die Eingeladenen vollzählig eingestellt. Einer der zuerst Erschienenen war der Hofschuhmacher gewesen, der sich sogar veranlaßt gesehen hatte, sein ihm von Louis Philipp verliehenes Ordenszeichen anzustechen. War die Küche Durmonts ausgezeichnet gewesen, so waren es die Speisen, die Biszt seinen Gästen vorsetzte, nicht minder, und der Wein, der in den Gläsern runkelte, übertrat wohl gar noch die Marken, die Durmont seinem Keller entnommen hatte.

Die Unterhaltung war bald im besten Gange und Meister Durmont amüßte sich prächtig. Nur in einem Punkt wurden seine Erwartungen getäuscht, in den künstlerischen Darbietungen, die in reichem Maße zu genießen er sicher gerechnet hatte. Weder fiel es

irgend einem der unter den Gästen anwesenden Musiker noch auch dem Gastgeber selbst ein, eine Taste zu berühren, so daß das Abendessen völlig klanglos verlaufen zu sollen schien. Da, als schon der Nachsch servirt wurde, erhob sich endlich Biszt. Durmont erschrockte, denn was war wahrscheinlicher, als daß sich der Virtuoso jetzt an das Instrument setzen und ihm die bezauberndsten Weisen entlocken würde? Allein der Hofschuhmacher hatte sich in seiner Voraussetzung getrrt, denn Biszt schlug mit dem Messer an das Glas, zum Zeichen, daß er eine Rede zu halten beabsichtige.

In demselben Moment trat der Diener in das Zimmer und schob vor Biszt auf den Tisch ein Tablett, auf dem ein größeres, mit einem Tuch überdeckter Gegenstand lag.

„Meine Herren“, begann der Componist, als eine lautlose Stille entstanden war, „Sie alle waren vor einigen Tagen Theilnehmer an dem Souper, das uns unter verehrter Freundschaft, Herr Durmont, zu geben die Freundlichkeit hatte. Damals ersuchte er mich, ihn durch eine Probe meines Könnens zu beglücken. Heute ist es umgekehrt. Heute bin ich der Wirth und ist Herr Durmont der Gast. Er wird es daher nicht für verlegend halten, wenn auch ich ihn jetzt mit einer Bitte behellige. Ich war damals genöthigt, in meinem Fach meine Tüchtigkeit zu beweisen, und deshalb fordere ich ihn heute auf, sich jetzt in seiner Kunst zu betheiligen.“

Bei diesen Worten hob Biszt das Tuch von dem Tablett und den erstauten Blicken der Versammelten zeigte sich ein paar — wohlgeputzter, aber arg zer-rissener Stiefeln nebst dem vollständigen Werkzeug eines Schusters.

Starr wie eine Bildsäule saß Meister Durmont auf seinem Stuhle.

„Ist das Ihr Ernst?“ brachte er endlich mühsam hervor.

„Mein voller Ernst,“ erwiderte Biszt, indem er sich dem Fassunglosen mit dem Tablett näherte. „Bitte, genießen Sie sich nicht. Sie werden mir, hoffe ich, die Erfüllung meines Wunsches ebenso wenig abschlagen, wie ich es Ihnen gegenüber gethan habe.“

Rathlos blickte noch immer Durmont auf die insignen seines Handwerks. Aber plötzlich flog ein verklärtes Lächeln über sein Gesicht.

„Mein“, sagte er freudig, „ich werde Ihnen Ihren Wunsch nicht erfüllen. Denn da Sie vor wenigen Tagen auf dem Clavier keine Fleckarbeit geleistet haben, so ziemt es sich auch nicht, daß ich Ihnen durch eine solche Ihre Lebenswürdigkeit vergelte. Für den Meister paßt nur ein Meisterstück.“

Und deshalb verspreche ich Ihnen, Ihnen morgen ein Paar neuer Stiefel einzuschicken, des Ihrer und meiner würdig ist."

Schallendes Gelächter belohnte den Hofschuhmacher für seinen glücklichen Einfall.

Auch Viszt lachte und streckte Durmont verhöhnt die Hand entgegen. „Nun denn," sagte er launig, „mag es so sein. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig, und weil ich mir die Stiefel durch meine Rhapsodien verdient habe, so werde ich sie nur bei meinen Concerten tragen."

Am nächsten Tag sandte Durmont wirklich ein Paar vorzüglich scheidender Stiefel, die von dem Bekanntenkreis Viszt's die Rhapsodien-Stiefel gekauft wurden. Und wenn der Künstler in dem einen oder anderen Concert einmal außerordentliche Triumphe errungen hatte, dann wurde von seinen Freunden an ihn die scherzhafte Frage gerichtet, ob er auch dabei die Rhapsodien-Stiefel getragen habe?

„Freilich, freilich," antwortete dann Viszt regelmäßig mit dem ernstesten Gesicht. „Die besten Inspirationen verdanke ich meinen Rhapsodien-Stiefeln."

## Vermischtes.

— Eine kostbare Sammlung alter Spitzen im Werthe von 400000 Francs bildete das Sirettobjekt eines Prozesses, der in voriger Woche vor der dritten Abtheilung des Seine-Tribunals verhandelt wurde. Baronet William Abdy hatte im Jahre 1883 zu Albany (Grafschaft Essex) eine vermögenslose, in Paris domizilirende Ungarin, Fräulein Maria Theresia Petruska geheiratet. Im Heirathsvertrage setzte er ihr eine jährliche Rente von 20000 Francs, und außerdem im Ueberlebungsfall ein Wittum von 75000 Francs jährlicher Rente aus. Nach einigen Jahren trennte sich das Ehepaar in Folge von Mißheiligkeiten. Der Gatte zog nach London, während Madame Abdy weiter in Paris lebte, von wo aus sie bei den englischen Gerichten eine Scheidungsklage einbrachte, der aber nicht stattgegeben wurde. Sie machte in Paris große Ausgaben und gerieth in Schulden. Unter Anderem kontrahirte sie bei einem Herrn Bécognot eine größere Anleihe auf Grund eines Pfandes, bestehend in höchst seltenen und äußerst werthvollen Spitzen, die Mr. Abdy während der ehelichen Gemeinschaft angekauft hatte. Dieser, der auf seine Spitzenkollektion großen Werth legte, brachte zuerst eine Klage auf Entwendung ein, der nicht stattgegeben wurde. Dann klagte er gegen seine Frau und ihre Gläubiger auf Wiedererstattung seiner Spitzen, welcher Klage stattgegeben wurde. Das Tribunal entschied dahin, daß, nachdem der Kläger die strittigen Spitzen aus seinem Privatvermögen gekauft und bezahlt hatte, er niemals aufgehört habe, deren rechtmäßiger Besitzer zu sein, so daß ohne seine besondere Einwilligung diese niemals als Brandobjekt bürten figuriren können. Somit gelangte Mr. Abdy wieder in den Besitz seiner seltenen Kollektion.

— Wegen grober Insubordination hat sich der Rekrut Veil von der 7. Compagnie des Kaiser Alexander-Regiments in Berlin eine schwere Strafe zugezogen. Vor fünf Wochen übten die Rekruten der

7. Compagnie auf dem Casernenhofe Gewehrgriffe. Die Aufsicht führten zwei Offiziere und ein Vicefeldwebel. Der Gefreite Himmel, der als auszubildender Unteroffizier Dienst that, ließ den Rekruten Veil einen Griff, den er schlecht gemacht hatte, wiederholen. Veil aber folgte nicht nur nicht dem Befehle, sondern warf dem Gefreiten sein Gewehr vor die Füße. Himmel, ein sehr guter Mensch, der nicht nur bei seinen Vorgesetzten, sondern auch bei allen Untergebenen außerordentlich beliebt ist, wollte den Mann nicht gleich unglücklich machen und rief ihm halb verwehnd halb mahnend zu: „Veil, sind Sie denn blödsinnig geworden!" Der Rekrut erwiderte: „Zu Befehl, Herr Gefreiter, ich bin beim Militär blödsinnig geworden." Diese Antwort hatte der die Aufsicht mitführende Vicefeldwebel gehört. Er trat heran und fragte den Rekruten: „Was haben Sie soeben dem Gefreiten gesagt?" Veil wiederholte seine Antwort. Man rief nun den Compagniechef, Hauptmann von Seper, herbei, der den Rekruten auf Grund seiner Aeußerung, daß er blödsinnig geworden sei, und seines Verhaltens gegenüber dem Gefreiten als krank durch zwei Mann sofort nach dem Garnison-Bazarets I in der Schornhorststraße führen ließ, wo er auf seinen Geisteszustand untersucht und zugleich als Untersuchungsgefangener gehalten wurde. Die Aerzte erkannten auf Grund einer längeren Beobachtung, daß Veil geistig vollkommen gesund ist. In Folge dessen fand am Montag, den 23. December, gegen den Rekruten die kriegsgerichtliche Hauptverhandlung statt. Das Kriegsgericht verurtheilte Veil zu einer schweren Festungsgefängnißstrafe. Der Verurtheilte wurde am Freitag nach Spandau abgeführt.

— Der Ort Great Falls in Montana zeigt die Träume vom „elektrischen Zeitalter" verwirklicht. Dort wird jede mechanische Arbeit mit Hilfe der elektrischen Kraft ausgeführt. Der Missouri stellt die Wasserkraft, die die Electricität erzeugt, und diese kommt so billig zu stehen, daß sie zu Allem und Jedem benutzt werden kann. Sie treibt, beleuchtet und wärmt die Straßenbahnwagen, hebt die Fahrstühle und bewegt die Druckerpressen, die schwerhebenden Krabben und die mächtigen Erzmühlen, wie andere Maschinen jeglicher Art. Selbst im Bauhandwerk findet sie Anwendung, und es ist nichts Außergewöhnliches in den Straßen einen elektrischen Mörtelmischer zu sehen, dem seine Kraft durch einen dünnen von einem Pfosten ablaufenden Draht zugeführt wird. Die Sprühhäuser lochen mit Electricität; der Fleischhauer läßt die geheimnißvolle Kraft des Haken des Wursthackes besorgen, und der „Grocer" mahlt seinen Kaffee damit. Die guten Hausfrauen von Great Falls treiben ihre Nähmaschinen und erhitzen ihre Bügeleisen mit Electricität; sie baden ihren Rücken in hölzernen elektrischen Bädern, die, nachdem die „Kruste schön gebräunt", sehr sauberlich auf ein Regal gestellt werden können, wie ein Handschuhkasten; sie haben elektrische Kaffeefocher, Pianos und Waldschiffel. Wer möchte nicht Hausfrau sein in Great Falls?

— Ein neues Brod will eine Gesellschaft in Berlin herstellen, welche mit Beginn des neuen Jahres ihre Thätigkeit eröffnete. Der Nährgehalt dieses Brodes, welches unter Ausschluß des bisheriglichen Maltverfahrens direct aus Korn hergestellt wird -- Gelind's

Patent — ist nach einer Analyse des Gerichtschemikers Dr. Bischoff doppelt so groß als der des Weizenbrodes und kann wesentlich billiger geliefert werden. Die Unternehmers, ausschließlich Landwirthe, welche eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung gebildet haben, beabsichtigen, die in der Sache liegenden Vortheile thunlichst der Landwirtschaft zuzuwenden.

## Zuschriften an die Redaktion.

(Für Form und Inhalt aller hier aufgenommenen Zuschriften übernimmt die Redaktion nur die preßgesetzliche Verantwortung.)

### In Ihrem geschätzten Blatte heißt es Prüfung von Moorboden.

Vor der in Angriffnahme von Kulturen auf Moorflächen, über deren Verwerthbarkeit noch keine hinreichenden Erfahrungen vorliegen, ist es nothwendig, den Boden auf seine chemische Zusammensetzung und diejenigen physikalischen Eigenschaften zu prüfen, welche für das Pflanzenwachstum besonders wichtig sind.

Meiner Erfahrung nach kann sich jeder die Kosten für chemische Untersuchungen bei einer Versuchstation ersparen, denn jedes Moor und Sand eignet sich zur Moorkultur, wenn die zu messorirende Fläche gehörig trocken gelegt, d. h. das Grundwasser durch Drainage herausgezogen werden kann. Jedes Moor besteht aus verwehten Pflanzen, die mehr oder weniger Säuren enthalten, namentlich ist darin die Gerbsäure vorherrschend, weil auf den Mooren viele holzartige Pflanzen wachsen. Die schädlichen Säuren müssen neutralisirt werden, um sie in Pflanzenkost umzuwandeln und sie den Pflanzen genießbar zu machen, was nur durch Kalkmehl bewirkt werden kann. Selbst tiefe Sümpfe können zu den tragbarsten Wiesen umgewandelt werden, wenn zur Entwässerung nur die nöthige Vorfluth hergestellt werden kann. Gestattet es das Gefälle, den Vorfluthsgraben 4 bis 5 Fuß tief zu machen, dann ist es für die Trockenlegung günstig, für Wiesen genügt es auch, wenn nur der Wasserpegel einen Fuß unter der Grasnarbe liegt, zum Getreidebau ist dies nicht genügend, dazu sind mindestens 3 Fuß erforderlich. Die Drainage kann mit Röhren, auch mit Strauch ausgeführt werden; mit Röhren in welchem Boden ist umständlich und theuer. Hierzu müssen als feste Unterlage entweder Bretter oder Stangen gelegt werden, damit die Röhren nicht versinken oder sich verschieben. Zu Strauchdrain kann jede Strauchgattung verwendet werden. Hierzu werden die Gräben in der Sohle möglichst schmal gegraben, 6 Zoll genügen; der Strauch wird 1 Mr. lang gehauen und gestekt, damit er nicht so sperrig ist, dann wird von oben in dem Graben, wo das Gefälle anfängt, mit Wagen angefangen; der Strauch wird in halber schräger Richtung mit den Stammenden auf die Grabensohle gestellt. Der Arbeiter steht auf dem Strauch und legt ihn so stark, daß, wenn er herunter getreten ist, er einen schwachen Fuß hoch liegt. An der Mündung wird er doppelt hoch gelegt, weil er hier durch den Luftzutritt schneller verkauft. Darauf wird der Strauch mit festem Rasen, mit der Graslette auf den Strauch so eigen und fest gelegt, daß kein Strauch zum Vorschein

kommt. Mit Legen des Rasens wird von der Vorfluth angefangen, dabei geht der Arbeiter rückwärts auf dem Strauch. Wenn nun die Fläche trocken ist, wird sie planirt, und wird sie dann so trocken und fest sein, daß sie mit einer schweren platten Walze fest und glatt gewalzt werden kann. Im Ganzen muß die Drainage so ausgeführt werden, daß mit wenigen Ruthen größere Flächen trocken gelegt werden; hierzu ist eine besondere Wissenschaft und Erfahrung nöthig, wenn die Drainage nicht zu theuer werden soll, denn Einer kann mit 30 Ruthen eben solche große Fläche trocken legen, als ein Anderer, der darin nicht so bewandert ist, mit 60 Ruthen. Zu 40—50 Meter Gräben wird gewöhnlich ein zwelfspanntes Fuder Strauch gebraucht. Dann werden auf  $\frac{1}{2}$  Hectar 3 Ctr. Kalkmehl gestreut, nachdem 2 Zoll hoch mit Sand befangen, dieser im Herbst pro  $\frac{1}{2}$  Hectar mit 3 Ctr. Kainit und 1 Ctr. Thomasmehl befreut. Im nächsten Frühjahr  $\frac{1}{2}$  Scheffel Hafer oder Sommerroggen und  $\frac{1}{2}$  Scheffel Wicken oder Beluschken pro  $\frac{1}{2}$  Hectar eingesät, dann flach die Saat untergeschält und leicht übergeegget. Bei dem Schülen muß kein Torf in die Oberfläche gebracht werden. Dann werden 10 Pfund edle Gräser und Wiesenklees pro  $\frac{1}{2}$  Hectar eingesät, leicht eingeeget, leicht mit einer glatten Walze übergewalzt, fertig ist die Kultur! — Nachdem müssen jeden Herbst pro  $\frac{1}{2}$  Hectar 3 Ctr. Kainit und 1 Ctr. Thomasmehl gestreut werden, im nächsten Frühjahr die Wiesenfläche, wenn etwa der Frost 2 bis 3 Zoll aus der Erde ist, tüchtig geegget werden, wenn es sein kann mit Wieseneggen, so, daß die Grasnarbe gut frothirt wird; entstehen darnach kahle Stellen, muß Grasamen nachgesät werden. Danach darf weiter keine Düngung stattfinden, und man wird immer gleichmäßige Erträge pro  $\frac{1}{2}$  Hectar jährlich von 2 Schnitt 30—40 Ctr. Heu ernten. Bei Moorkultur bringen Wiesen mehr Reinertrag als Getreidebau, zu diesem müssen außerdem noch 4 Zoll hoch Sand gefahren werde, was die Sache sehr vertheuert.

Dr., im Januar 1896.

G. O.

## Ball-Seidenstoffe v. 60 Pfge.

bis 18,65 p. Met. — sowie schwarze, weiße und farbige **Henneberg-Seide** von 60 Pf. bis 21. 18,65 p. Met. — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste zc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins zc.), **porto- und steuerfrei ins Haus**. Muster umgehend. **Seiden-Fabriken G. Henneberg (k. u. k. Hon.), Zürich.**

**Pfarrer, Lehrer, Beamte** zc. empf. den vorzüglichsten **Holländ. Tabak** bei **B. Becker** in **Seesen a. S.** 10 Pfund lose im Beutel nur **acht Mark franco.**

Für die Redaktion verantwortlich: A. Schulz in Elbing. Druck und Verlag von S. Gaatz in Elbing.

# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 4.

Elbing, den 5. Januar.

1896.

## Wege des Schicksals.

Original-Roman von Heinrich Norbert.

Nachdruck verboten.

6) Bald regnete es Einladungen. Otto wurde zu den Solrean und Bällen der vornehmen Welt gebeten. Es hatte sich in diesen Kreisen reich durchgeredet, wer der junge Mann eigentlich war, den man bei sich gesehen hatte. Er gehörte einem alten Adelsgeschlechte an und war mehrfacher Millionär. Beides waren Dinge von nicht zu unterschätzendem Werthe, und in mancher Mutter Auge blühte ein leuchtender Blick auf, wenn sie ihn mit einer ihrer unverbathenen Töchter tanzen sah.

Wie das nicht anders sein konnte, war auch Baron v. Rosenthal unter denjenigen gewesen, bei dem sich der junge Amerikaner von dem Rittmeister hatte einführen lassen.

Der Baron war schon seit einer Reihe von Jahren Wittwer. Eine ältere Dame machte in seinem Hause die Honneurs; diese Einrichtung, gleich nach dem Tode seiner Gattin eingeführt, hatte sich nach seinem Darüberhalten bewährt und Bill verdankte ihre Erziehung und ihren gesellschaftlichen Schluß zum größten Theile der alten Verwandten. Bill gerieth ihrem Vater, so wie sie war, ganz vortrefflich; er sah sein einziges Kind nur mit dem selbstverblendenden Auge eines schwachen und allzu nachsichtigen Vaters an.

Otto und der Rittmeister wurden von den Damen mit großer Liebenswürdigkeit empfangen. Baron v. Rosenthal war nicht anwesend; seine Geschäftslokalitäten befanden sich nicht in seinem Wohnhause, sondern lagen in der Mitte der Residenz, wo sich überhaupt der gesammte Geschäftsverkehr hingezogen hatte.

Bei deraartigen Besuchen, die nach den Vorschriften des Hergebrachten in der Regel nur einen sehr kurzen Aufenthalt gestatten, kommt man in der Unterhaltung gewöhnlich nicht über landläufige Redensarten der Höflichkeit hinaus. Nachdem Otto solche mit der älteren Dame getauscht, überließ er die Fortsetzung derselben dem Rittmeister und wandte sich Bill zu.

Wenn Bill dem beginnenden Gespräche Anfangs auch mit Bereitwilligkeit entgegenkam, schien es Otto doch schon nach sehr kurzer Zeit so, als

ob sie dasselbe abgebrochen zu sehen wünschte. Das Kokettiren, das einen Grundzug ihres Charakters bildete, kam hier viel mehr zum Durchbruch, als bei jenem ersten Zusammensein auf dem Esse, wo sie ihrem Wittfahrer, als sie nur auf ihn angewiesen gewesen war, so einfach und natürlich sich erwies.

Es glückte ihr auch bald, den Rittmeister in die Unterhaltung zu ziehen, und nunmehr verstand sie an diesen eine so große Menge von feurigen Blicken aus ihren schönen Augen, daß Otto seinen schon längst gehegten Verdacht, es beständen zwischen jenen Beiden weit nähere Beziehungen, als sein Vetter selbst einräumte, von neuem befestigt fühlte. Das berührte ihn unangenehm, ohne daß er sich über das Gefühl Rechenschaft hätte geben können, und er fühlte eine gewisse Erleichterung, als der Besuch sich seinem Ende zuneigte und sie sich empfehlen konnten.

\* \* \*

In der Bergstraße befindet sich ein sehr seltenes Wein-Restaurant, dessen Wirth, ein Italiener Namens Giacomo Merlino, nur Leute aus den vornehmsten Ständen der Residenz bei sich sieht. Es waren fast ausnahmslos Junggesellen, die hier zu frühstücken pflegten, weil sie die gesellige Vereinigung mit Anderen ihrem einsamen Heim vorzogen.

Otto v. Reden war schon kurz nach seiner Ankunft in der Residenz von dem Rittmeister hier eingeführt worden, und hatte seitdem das Lokal mit ziemlicher Regelmäßigkeit besucht, weil er gewiß war, seinen Cousin zur bestimmten Stunde am späten Vormittag, sobald der Dienst in der Kaserne ihn freiließ, hier anzutreffen.

Auch heute war der Amerikaner gekommen, aber es muß wohl zu früh gewesen sein, oder es lag sonst an etwas Anderem, kurz, er fand das Gemach, in dem sich sonst die ihm bekannte Tafelrunde zu versammeln pflegte, noch leer.

Er setzte sich in eine Fensterlnische, von wo aus er auf die Straße blicken konnte und nahm das neueste Tageblatt zur Hand.

Aber er hatte kaum ein Paar Seiten durchgeblättert, als Graf von Flemming zu ihm herein kam.

„Was,“ sagte dieser nach kurzem Gruße, „noch ganz allein, Herr v. Reden?“

„Wie Sie sehen.“

„Gestatten Sie mir, daß ich bei Ihnen Platz nehme.“

„Sehr angenehm.“

„Nichts Neues?“

„Nichts, was mir bekannt wäre.“

„Ich fragte nur, weil ich Sie mit der Zeitung beschäftigt sah.“

„Es steht nichts Neues darin, wenigstens nichts von Bedeutung.“

„Nun, Sie haben ja das Neueste viel bequemer zur Hand, als durch die Blätter. Man spricht in der ganzen Stadt von der Verlobung des Rittmeisters von Reden und der Baronesse von Rosenthal.“

„Das wollen Sie für wahr verbürgen?“

„Das Gerücht erhält sich wenigstens mit Bestimmtheit!“

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Graf, es ist nichts als ein leeres Gerücht, Vermuthungen, leeres Geschwätz.“

Bei seinem letzten Worte warf Otto einen Blick auf die Straße, und sah da, wie zwei Mädchen Arm in Arm mit einander vorüber wandelten. Es hatte nur eines einzigen und kurzen Blickes bedurft, um zu erkennen, daß es dieselben beiden Unbekannten waren, mit denen er die sehr kurze Unterredung wegen des von ihm gefundenen Taschentuches im Stadtpart hatte.

Als er seinen Blick wieder auf den Tischgenossen richtete, sah er, daß auch Graf von Fiemming mit aufmerksamem Auge den beiden entstellenden Gestalten folgte. Der Platz, den der Graf eingenommen hatte, war dazu günstiger, als der Ottos; jener vermochte noch eine Strecke die Straße hinunter zu blicken.

„Ein Paar süperbe Dinger!“ rief Graf Fiemming, als die Mädchen seinen Blicken entschwunden waren.

„Sind Sie Ihnen bekannt?“ fragte Otto gespannt.

„Nun ja, wenn Sie wollen. Einfache Mädchen, Bürgerkinder!“

„Unterscheiden Sie auch bei den Mädchen nach dem Blute?“

„Das versteht sich. Aber sie sind hübsch, das muß man ihnen lassen.“

„Des tard ich auch“, versetzte Otto.

„Wollen Sie den Namen wissen?“

„Wenn Sie ihn kennen, warum nicht!“

„Es sind zwei Schwestern. Der Kanalkapitän beim Hofmarschall Amte ist ihr Vater.“

„So, im Amte meines Onkels!“

„Wenn Sie etwa — Sie verstehen mich, Herr von Reden — so seien Sie vorsichtig. Sie sind hübsch sehen und spielen die Tugendhaften.“ Der Graf zwinkerte mit den Augen und lachte über seine Bemerkung.

Das Thema mußte abgebrochen werden, denn nun begann sich das Lokal zu füllen. Eine große Anzahl von Cavallerie-Offizieren kam in einem Schube, der Dienst in den Casernen war zu Ende. Der Rittmeister von Reden kam mit ihnen. Sie bildeten einen großen Kreis um den runden Tisch, der in der Mitte

stand, und die beiden bereits anwesenden Herren setzten sich zu ihnen.

Zuerst rief Alles nach Wein. Die herbel eilenden Kellner waren kaum im Stande, die Wünsche der Herren, so sehr sie sich auch beeilten, zu erfüllen.

Kaum hatte sich der Lärm etwas gelegt, wandte sich der Rittmeister von Benkendorf von den Dragonern zu dem neben ihm sitzenden Rittmeister von Reden mit den Worten:

„Darf ich Dir übertgens gratuliren?“

„Wozu denn?“ fragte der Rittmeister erstaunt.

„Nun, zu Deiner Verlobung!“

„Wer hat sich den Blödsinn ausgedenken?“ antwortete Curt scharf.

„Auch ich hörte heute schon davon“, warf Otto von Reden ein, der auf der anderen Seite seines Betters saß.

„Und der Name meiner Verlobten?“ fragte Curt ziemlich erregt.

„Bist von Rosenthal, selbstverständlich“, antwortete sein Colleague. „Es war im Casino davon die Rede und ihr Vater, der Bankier, saß am anderen Tische und spielte Schach. Er fand es nicht für nöthig, ein Wort des Widerspruchs gegen die Neuigkeit zu erheben.“

Rittmeister von Reden war etwas bleich geworden. Er biß sich auf die Lippen und sah im Kreise herum. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Das etwas lebhaftere Gespräch hatte die Aufmerksamkeit der ganzen Tafelrunde erregt.

„Mag die Geschichte stammen, von wem sie will“, sagte er dann, „ich erkläre sie hiermit für eine Erfindung. Wer die Erfindung nach dieser meiner Erklärung noch weiter zu verbreiten sich veranlaßt sieht, den werde ich wie einen Lügner behandeln.“

Ein allgemeines Stillschweigen folgte. Endlich sagte der Dragoner:

„Ich will die Möglichkeit nicht bestreiten, daß der Bankier von unserem Gespräch nichts gehört haben kann. Es liegt mir fern, einen Stein auf eine angesehene Familie zu werfen, die sich der Gnade des Königs erkreut.“

„Aber ich habe noch Einiges hinzuzufügen“, sagte Curt.

„Thun Sie es heute lieber nicht, Sie sind erregt“, mahnte ein Freund.

„Gerade deshalb sollen meine Bekannten wissen, wie ich über diese angebliche Verlobungsgeschichte denke. Dieser Rosenthal wurde vor Vierteljahresfrist zum Baron erhoben; von dieser Standeserhöhung habe ich mit gebührender Ehrfurcht Kenntniß genommen.“

Er athmete tief auf und fuhr dann fort:

„Und so will ich ein für alle Mal nur noch hinzusetzen: Ich achte mich für zu gut zum Schwiegersohne dieses neugeschaffenen Barons und verzichte unter allen Umständen auf die Ehre, seine schöne Tochter zum Altare zu führen. Dies, meine Herren, bitte ich für alle künftige Fälle freundlichst zu beachten.“



Darauf stand er auf und verließ nach kurzem Geuß das Lokal.

Obgleich der Kreis, in dem sich die vorstehende Scene abgepielt hatte, nur ein kleiner und vertrauter gewesen war, so hatte das doch nicht ausgeschlossen, daß die von dem Rittmeister von Reden gethanen Aeußerungen im Großen und Ganzen auch zu den Ohren solcher Leute gedrungen waren, für die er sie nicht bestimmt gehabt hatte. Es konnte das um so weniger Wunder nehmen, weil er weder eine Gehelmbaltung seiner Worte verlangt hatte, noch etwae Verschweigung der von ihm ausgesprochenen Drohung gut geheißen werden konnte; sie mußten sich nothwendiger Weise rasch unter den Kameraden verbreiten, wenn unangenehme Zusammenstöße vermieden werden sollten. Denn das Gerücht von seiner bevorstehenden Verlobung bildete das Stadtgespräch, mochte es nun auch herrühren, wo es her wollte. Man fand über den letzteren Punkt eben einfach keine Aufklärung.

Zwei Tage später empfing der Rittmeister ein kurzes Billet von seinem Vater, dem Hofmarschall, in welchem er zu einer gelegentlichen Unterredung eingeladen wurde.

An demselben Nachmittag noch ging er aufs Schloß. Es war zur Stunde nach der Beendigung der Tafel, und er wußte, daß er zu dieser Zeit seinen Vater am sichersten antreffen werde.

Der Hofmarschall empfing seinen Sohn mit derselben höflichen Glätte, wie er sie im Verkehr immer zur Schau trug und wie sie doch so wenig zu einer Unterredung zwischen Vater und Sohn paßte. Noch weit weniger aber hier, wo der Vater dem Sohn gegenüber einen Tadel auszusprechen sich veranlaßt sah.

„Ich wünschte“, sagte der Hofmarschall nach einer kurzen allgemeinen Einleitung, „Du hättest die Dinge nicht diesen Weg nehmen lassen, mein lieber Kurt, den sie nunmehr nothgedrungenener Weise genommen haben.“

„Gelten Deine Worte der Baronessse von Rosenthal?“

„Allerdings. Du hast eine Unbesonnenheit begangen, indem Du einem Mann, den Du in der Gnade des Königs sehen wußtest, einen Schlag in's Gesicht versetzt hast.“

„Wenn Du die Sache nach dieser Seite hin drehen willst, so thut mir das leid,“ warf der Rittmeister dazwischen.

„Von mir kann hier nicht die Rede sein; aber ich mußte mir das von sehr hoher Stelle in's Gesicht sagen lassen, ohne Dich mit einem einzigen Worte rechtfertigen zu können.“

Kurt zuckte die Achseln.

„Solche Dinge dürfen niemals wieder vorkommen,“ fuhr der Hofmarschall fort. „Die er Miß ist niemals wieder zu überbrücken, wenn wir uns nicht lächerlich machen wollen.“

„Mir wird niemals der Gedanke an eine deraartige Ueberbrückung kommen.“

„Betrachten wir die Sache also für abge-  
macht: Ich habe noch einige andere Fragen  
an Dich zu richten. Bitte, nimm Platz.“

Während der erste Theil der Unterredung  
stehend verlaufen war, setzten sich die Herren  
zur Fortsetzung derselben mit einander auf's  
Sopha.

„Ich wünsche Deine Ansicht über Deinen  
amerikanischen Vetter zu hören. Wie findest Du  
den jungen Mann?“

„Er lebt standesgemäß, sein Umgang ist der  
beste, seine Beziehungen ausgezeichnet.“

„Ganz recht, das ist alles richtig,“ meinte  
der Hofmarschall zögernd, — „aber,“ setzte er  
hinzu, „ich muß immer daran denken, daß er der  
einzige Sohn seines Vaters ist, der einzige Erbe  
seiner Millionen.“

„Ah!“ kam es über die Lippen des Ritt-  
meisters.

Die Augen der beiden Männer wurzelten  
in einander; sie hatten sich verstanden.

Der Hofmarschall war der Erste, der das  
selne wieder zu Boden schlug. In dieser  
Stellung sagte er mit etwas leiserer Stimme  
als früher:

„Ich brauche wohl nicht erst zu betonen,  
daß ich an nichts Anderes, als an einen Zufall  
denke. Solche Eventualitäten werden auch sonst  
im Leben ganz offen diskutiert.“

Und nun schlug auch Kurt das Auge nieder.  
„Man muß allerdings daran denken,  
Vater!“

„Ich halte es für nothwendig, solche Dinge  
in ein helles Licht zu stellen.“

„Kennst Isabella Deine Gedanken?“

„Nein, und ich wünsche auch nicht, daß sie  
davon erfährt.“

Noch lange saßen Vater und Sohn be-  
sammen, tief versunken in einen Gedanken-  
austausch, dessen Gegenstand Otto Reed, der  
Amerikaner, war.

## Sechstes Kapitel.

Noch ehe Weihnachtsachten heranrückte, kam  
Schnee.

Frau Holle schüttelte ihr Daunebett einen  
ganzen Tag und eine Nacht lang; ein gründ-  
liches Durchschütteln war endlich einmal geboten  
gewesen. Und nun lag die Mutter Erde schön  
und warm zugedeckt unter der weißen Decke und  
schlief ihren langen Winterschlaf. Die Menschen  
ließen sich das wohlgefallen, denn der hartgefrorene  
Boden ergab schon nach drei Tagen die  
allerprächtigste Schlittenbahn. Aber die Späßen  
und was sonst noch Federn hatte, war mit  
diesem Schneefalle keineswegs im gleichen Grade  
einberstanden, mit grämlichen, mißmuthigen Ge-  
sichtern saßen die rüstigen Gefellen aufgeblasen  
wie die Bälle auf den Häunen und Hauskinnen  
und ließen die lebhaft suchenden Augen umher  
irren: Hatte ihnen der Schnee doch Alles zu-  
gedeckt, woran sie ihren Hunger stillen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

\* **Der Vesuv** ist seit einigen Tagen in ständiger wachsender Thätigkeit. Die neuen Lavaströme, welche zu erlöschen schienen, sind wieder ins Glühen gekommen, genährt durch neue Zuflürmungen von feuriger Materie, welche sich drohend vorwärts bewegen, der eine Strom gegen San Sebastiano, der andere gegen Resina, beide von demselben Abgangspunkt. Im Norden des kleinen Observatorium-Hügels spalten sie sich gabelförmig und schließen in ihrem Winkel das kleine Vorgebirge der wissenschaftlichen Station ein, in welcher die Gehilfen des Senators Palmieri in beständiger Beobachtung bleiben. Außer jenen Lavaströmen vom Hauptfrater mäht sich in der Richtung des Observatoriums in einer Entfernung von etwa 300 Metern von der „Funicolare“ (Seilbahn) ein anderer Lavaström, der den Abhang des Kegels mit der Geschwindigkeit von einigen Metern in der Sekunde durchläuft. Das Schauspiel, welches die Wiederbelebung der feurigen Masse darbietet, ist überraschend. Des Nachts verbreiten die sich herunterschlingenden Ströme ein röthliches Licht auf die umgebenden Felder, und die Spitze des Vulcans erglänzt in blutigem Roth, seine Strahlen an dem bewölkten Himmel verbreitend, welches dem Berge einen unheimlichen Hintergrund verleiht.

### \* Was ein todtcs Pferd bringt.

Wenn das arme Pferd am Ende seiner wenig beneidenswerthen Laufbahn endlich auf dem harten Pflaster zusammenstürzt, was bleibt dann denen noch übrig, welche es in dieser unmenslichen Weise ausgezogen haben? Nun, wie das Sprüchwort sagt, sind auch die einzelnen Theile noch zu benutzen, denn es ist thatsächlich kein Stück des armen Thieres, welches nicht noch irgend eine Verwerthung Da ist — nach dem „Journal d'hygiène“ — zuerst die Haut im Gewicht von 24—34 Kilogramm, die sich für 13—17 Mk. verwenden läßt. Mähne und Schweifhaare — beide je nach heutiger Mode arg verkrüppelt — im Gewicht von etwa 100—120 Gramm, bringen etwa 2—3 Mk. — Das Fleisch wiegt 160—200 Kilogramm. Je nach der Mast oder der Nahrung des Thieres kann es auf 30—40 Mk. geschätzt werden. Dann sind 16—20 Kilogramm Blut vorhanden, welches gefocht und pulverisirt etwa 2—2,50 Mk. giebt. Die Eingeweide, Därme u. c. gelten 1—1,50 Mk. Die Sehnen und Fleischnen wiegen 2 Kilogramm und verwerthen sich nach Befinden. Die Rippen und der Kopf werden verbrannt, um Beinschwarz zu bereiten, nachdem der

Leim ausgezogen ist. Durch verschiedene Prozesse werden Phosphor, Ammoniakcarbonat, Pottasche-Spanit und Blausäure gewonnen und „manchmal das Fleisch zubereitet und nach Europa verschifft (!)“

\* **Ein jetzt sehr gefeierter Violinist,** so erzählte dieser Tage Mr. von Biene in einem im Londoner Klub der Künstler gehaltenen Vortrage, „hatte einst die Ehre, vor dem König von Dänemark zu spielen. Nach dem Konzert trat der König auf den Künstler zu. „Ich habe Paganini, Spohr, Viurtempo gehört,“ sagte er. „Sie aber —“ und hier verneigte sich der Künstler bereits in abwehrender Bescheidenheit — „Sie aber haben leider,“ fuhr der König fort, „diese Vorbilder nicht hören können, trotzdem aber, junger Mann, leisten Sie recht Tüchtiges. Fahren Sie nur so fort.“ Sprach's, klopfte dem Künstler auf die Schulter und — ging. Etwas Bekümmertes aber, als diesen aus allen Himmeln Gestürzten hat es noch nicht gegeben. Das Gute kommt aber erst. „Der arme Teufel,“ sagte der König später, „thut mir leid. Hätte er sich nicht verneigt und dadurch den Ruhm Spohr's und Paganini's förmlich für sich in Anspruch genommen, so hätte ich ihm etwas Angenehmes gesagt, so aber . . . na, wissen Sie was — und er wandte sich an den Minister — . . . geben Sie ihm doch einen Orden, für den Schreck hat er ihn vollauf verdient.“

\* **Eine der größten englischen Raqenfreundinnen** ist Lady Marcus Verresford. Sie hat nicht weniger als 150 Raqen. Jede hat einen Namen, und ihre Herrin kennt jede ganz genau. Am Nachmittag findet feierlicher Raqenempfang statt. Die Raqen sitzen dabei alle im Kreise um ihre Wohlthäterin. Die Dame scheint recht viel freie Zeit und überflüssiges Geld zu haben.

## Seiteres.

\* **Deutlicher Wint.** Feldwibel (zu einem Rekruten, der schon einige Male von seinen Eltern einen Schinken geschickt bekam): „Mir scheint, die Schweine, die man bei Euch schlachtet, haben immer nur einen Schinken!“

\* **Gedankensplitter.** Wenn Frauen die Macht über ihre Männer verloren haben, dann versuchen sie es mit der Ohnmacht.

Verantw. Redakteur: A. Schulz  
in Eibing.

Druck und Verlag von H. Gaartz  
in Eibing.